

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 35 (1931-1932)
Heft: 4

Artikel: Einer Mutter Sohn [Fortsetzung]
Autor: Viebig, Clara
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662145>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XXXV. Jahrgang

Zürich, 15. November 1931

Heft 4

Herbst.

Der Herbsttag reißt sein Lichtschwert aus der Scheide.
Ein Flug der ihm erwachten Vögel tollt.
Das Blau hat seine Fahne aufgerollt.
Im kühlen Frühwind haucht sich Himmelsseide.

Das Filigran von tausend Spinnenweben
hängt kühne Brücken zwischen Baum und Baum,
Buntperlig tropft des Waldes Frühherbstsaum
und ist wie eines Regenbogens Schweben.

Die grüne Haut der Erde bunt zu gerben,
wandert der Herbst zu tieft ins Land hinein.
Ich sah ihn just am Rebenhang, beim Wein.
Er lachte frunken in das große Sterben:

Der Wald, die Flur, sie alle waren fein.

Oskar Kollbrunner.

Einer Mutter Sohn.

Roman von Clara Viebig.

(Fortsetzung.)

7

Das waren Tage reinsten Glücks in der Villa Schlieben. Man hatte sie nun gekauft, noch anbauen lassen und auch zum Garten noch ein Stück Land als Spielplatz dazu erworben. Es war nicht zu denken, daß der Junge nicht Platz genug haben sollte, sich auszutummeln. Sand wurde gefahren, ein Berg, so hoch wie eine Düne, darin er buddeln konnte. Und als er anfing, zum Turnen groß genug zu sein, wurden eine Schaukel angeschafft, ein Reck und ein Barren.

Aber dies alles war doch noch nicht ausreichend. Er stieg über sämtliche Zäune der Nachbarvillen, über alle die mit Stacheldraht und Glasscherben bewehrten Mauern.

„Herrlicher Junge“, sagte Geheimrat Hof-

mann, wenn er von Wolfgang sprach. Sprach er mit ihm, so sagte er freilich: „Du bist ein ganzes Rauhbein! Warte nur, wenn du in die Schule kommst, da werden sie dich das Stillsitzen lehren!“

Wolf war wild — ‚etwas zu wild‘ fand die Mutter. Schlieben machte der Übermut des Jungen Spaß, es steckte eben so viel überschüssige Kraft in ihm. Aber Räte fühlte sich ein wenig befremdet durch seine Wildheit. Nein, befremdet war sie eigentlich nicht, wußte sie doch nur zu gut, woher diese Wildheit stammte; bange machte ihr die.

Sie schalt nicht über zerrissene Hosen — oh, die konnten ja wieder ersetzt werden! — aber als er heimkam mit dem ersten Loch im Kopf, da wurde sie ganz unglaublich erregt. Sie schalt

heftig, sie wurde ungerecht. Es war ihr nicht möglich, ihm das Blut zu stillen — hui, wie es rann! — wie einen Krampf begann sie's am Herzen zu fühlen, mühselig schleppte sie sich in ihr Zimmer und blieb da stumm in einem Winkel sitzen, die Blicke starr ins Leere gerichtet.

Als ihr Mann ihr, solcher Übertreibung wegen, einige Vorwürfe machte, sagte sie kein Wort dawider. Er tröstete sie dann: sie konnte ja nun ganz ruhig sein, die Sache war weiter nicht von Belang, das Loch genäht und der Junge seelenvergnügt, als sei nie etwas gewesen!

Aber sie fröstelte in einem nervösen Schauer und blieb blaß. Ach, wenn Paul wüßte, an was sie dachte, immerfort denken mußte! Daß sich ihm nicht die gleiche Erinnerung aufdrängte?! — Oh, Michel Solheid hatte blutend auf dem Bann gelegen — Blut war zur Erde getropft heute wie damals! Der kleine Knabe hatte sich nicht beklagt, ebensowenig wie sein — sie sträubte sich selbst in Gedanken gegen dieses Wort — wie sein Vater, wie Michel Solheid geklagt hatte! Und doch war das rote Blut hervorgespritzt wie ein Springquell; wieviel natürlicher wäre dabei ein Weinen gewesen! Empfund Wolf denn anders, als andre Kinder empfinden?!

Räte ging die Reihe ihrer Bekannten durch: da war kein einziges Kind, das bei solcher Verwundung nicht geweint hätte, und es brauchte deshalb noch lange kein Feigling zu sein. Es war gewiß, Wölfchen war weniger feinfühlig. Nicht nur stumpfer gegen körperlichen Schmerz, nein — und das hatte sie schon mehrmals zu bemerken geglaubt —, auch stumpfer in den Regungen der Seele. Selbst bei Freuden. Zeigten nicht andere Kinder ihr Beglücktsein, indem sie jubelnd in die Hände klatschten? Den begehrten Gegenstand: das Spielzeug, die Puppe, den Kuchen mit Rufen des Entzückens umhüpfen? Er hatte nur ein stummes Danachgreifen; nahm's an sich, eben weil es ihm geboten ward, ohne all die kindliche Geschwätzigkeit, ohne dieses anmutig-jauchzende Erfreutsein, das es so unendlich dankbar macht, Kinder zu beschenken.

„Wie ein Bauer“, pflegte Schlieben zu sagen. Das gab ihr jedesmal einen Stich durchs Herz. War Wölfchen wirklich aus so anderm Holz?! Nein, „Bauer“ durfte Paul nicht sagen! Wölfchen war doch nicht stupide, nur vielleicht ein wenig langsam im Denken, aber doch schlau genug! Und er war eben kein Großstadtkind; man lebte ja hier ganz wie auf dem Lande.

„Du Bauer!“ Bei der nächsten Gelegenheit, als der Vater es wieder sagte — es war diesmal zum Lobe gesagt und nicht zum Tadel, aus Freude darüber, daß der Knabe sein Gärtchen so gut im Stande hielt —, brauste die Mutter auf. Warum?! Schlieben begriff den Grund nicht. Warum sollte er sich nicht freuen? Hatte der Junge seinen kleinen Garten denn nicht allerliebste eingefriedigt? Aus Haselstöcken hatte er sich ein Staket errichtet, das zur Verdichtung mit biegsamen Weidenruten durchflochten und mit Kiefernzweigen belegt war. Und Bohnen und Erbsen hatte er gesteckt, die er sich von der Köchin erbettelt hatte; und nun würde er auch noch Kartoffeln legen. Hatte ihn's jemand so tun geheißen? Nein, niemand! Die perfekte Köchin und das Hausmädchen waren Großstadtfinder, was wußten die von Erbsenstecken und Kartoffellegen?!

„Der geborene Landwirt“, sagte lachend der Vater.

Wie im Schmerz aber wandte sich die Mutter ab; viel, viel lieber hätte sie gesehen, ihres Sohnes Garten wäre ein Unkrautfeld gewesen, als daß er so emsig pflanzte, jätete und begoß.

Sie hatte ihm Blumen geschenkt; aber für die hatte er weniger Interesse, sie gediehen ihm auch nicht so. Nur eine große Sonnenblume wuchs und wuchs; sie war bald so hoch wie der Knabe, bald noch höher, und er stand oft davor, das kindliche Gesicht ernst erhoben, und sah lange in ihr goldenes Rund.

Als der Sonnenblume goldene Blätter verschrumpften, dafür aber ihr Same reif ward — jeden Tag wurde der prüfend betrachtet und dann endlich eingeerntet —, kam Wolfgang zur Schule. Er ging schon ins siebente Jahr und war groß und stark; warum sollte er jetzt nicht mit andern Kindern lernen?

Die Mutter hatte es sich zwar wundervoll gedacht, ihm selber die Anfangsgründe beizubringen, hatte sie doch als junges Mädchen, das zu Hause nichts zu tun fand und sich gern weiterbilden wollte, das Seminar besucht und das Lehrerinnenexamen sogar mit Auszeichnung bestanden; aber — es war schon zu lange her — hier versagte ihre Kraft. Besonders die Geduld. Das ging so langsam voran, so unsäglich langsam! War der Junge unbegabt? Nein, aber schwerfällig, von einer zu großen Schwerkraft. Und ihr war oft, als redete sie an wie gegen eine Mauer.

„Du bist viel zu lebhaft“, sagte ihr Mann.

Aber Gott im Himmel, wie sollte sie's ihm denn klarmachen, daß das ein „A“ war und das ein „O“, und wie sollte sie's ihm erklären, daß, legt man zu eins noch eins, es zwei sind, wenn sie nicht lebhaft dabei wurde?! Sie ereiferte sich, sie nahm die Rechenmaschine und zählte dem Knaben die blauen und roten Kugeln vor, die wie runde Perlen an einer Schnur saßen; sie wurde heiß und rot dabei, fast heiser, und hätte zuletzt vor Ungeduld und Verzagtheit weinen mögen, wenn Wölfchen dasaß und sie mit seinen großen dunklen Augen so interesselos ansah und

nach Stunden der Arbeit doch noch nicht mußte, daß eine Perle und noch eine Perle zwei Perlen sind.

Mit Schmerz sah sie's ein, sie mußte den Unterricht aufgeben. „Beim Lehrer wird es schon besser gehen“, tröstete Schlieben. Und es ging besser, wenn man auch nicht gerade „gut“ sagen konnte.

Wolfgang war nicht faul. Aber seine Gedanken wanderten. Das Lernen interessierte ihn nicht. Er hatte andres zu denken: ob die letzten Blätter im Garten wohl gefallen sein würden,



Ein Mißgeschick. Von G. Raulbach.

wenn er am Mittag aus der Schule nach Hause kam?! Und ob im nächsten Frühjahr der Star, dem er das Kästchen hoch oben in die Kiefer genagelt hatte, sich wohl wieder einfänden würde? Alle schwarzen Beeren hatte der abgepickt vom Holunderbaum und war dann fortgezogen mit Geschrei; wenn der nun keine Holunderbeeren mehr fand, was fraß er dann?! Und bange Sorge rüttelte des Knaben Herz — hätte er ihm doch noch ein Säckchen voll Beeren mitgegeben! —

Jetzt lag der Schnee auf den Kiefern des Grunewalds. Als Wolfgang heute morgen zur Schule gegangen war, das Ränzchen auf dem Rücken, das Hausmädchen als Begleitung neben sich, hatte die weiße Decke unter seinen Stiefeln gefnirscht und gefnackt. Es war sehr kalt. Und da hatte er einen Schrei gehört, einen hungrigen krächzenden Schrei. Das Hausmädchen meinte, es sei eine Gule gewesen — pah, was die wußte! Ein Rabe war's, der hungrige Bettelmann im kohlschwarzen Röcklein, wie in der Fibel stand!

Und an den dachte jetzt der Knabe, als er in der Schulbank saß und mit großen Augen auf die Wandtafel starrte, an die der Lehrer Wörter schrieb, die man ergründen sollte. Wie angenehm mußte es jetzt unter den Kiefern sein! Da flog der Rabe und streifte mit seinen schwarzen Flügeln den Schnee von den Ästen, daß der stäubte. Wohin er dann fliegen mochte?! Wie dem Star, so eilten dem Raben die Gedanken nach, weit, weit fort! Des Knaben Blick erglänzte, seine Brust hob sich unter einem tiefen Atemzug — da rief ihn der Lehrer an.

„Wolfgang, schläfst du mit offenen Augen? Wie heißt das hier?!“ Der Knabe fuhr zusammen, wurde rot, dann blaß und wußte nichts.

Die andern Jungen wollten sich totlachen —, „schläfst du mit offenen Augen?“ — das war zu drollig gewesen!

Der Lehrer strafte nicht, aber Wolfgang schlich doch nach Hause, als hätte er Strafe bekommen. Vor dem Hausmädchen, das ihn immer abholen kam, hatte er sich versteckt — nein, mit der ging er heute nicht! Auch den Kameraden war er davongelaufen — mochten sie sich heute mal ohne ihn balgen, morgen würde er ihnen desto mehr Schneebällen aufbrummen!

Er ging ganz allein, bog von der Straße ab und wanderte planlos zwischen die Kiefern hinein. Er suchte den Raben, aber der war weit fort, und so begann auch er zu rennen, zu ren-

nen, so rasch er nur konnte, riß den Tornister vom Rücken und schleuderte ihn mit einem lauten Schrei weit von sich in die breiten Äste der Kiefer hinein, daß er da hängen blieb, und nur Schnee in ganzen Stücken lautlos herunterfleckte. Das machte ihm Spaß. Er raffte beide Hände voll Schnee, drehte feste Bälle und begann nun die Kiefer, die seinen Tornister gefangen hielt, regelrecht zu bombardieren. Aber sie gab den Tornister nicht her, und als er heiß und rot und müde war, aber sehr erheitert, mußte er ohne Ränzchen nach Hause gehen.

Das Hausmädchen war längst da, als er ankam; mit rotem Kopf — so war sie nach ihm umhergerannt — und mit bösem Blick öffnete sie ihm die Tür. „Na,“ sagte sie ärgerlich, „wohl nachsitzen müssen?“

Er stieß sie zur Seite: „Halt' deinen Mund!“ Sie war ihm unendlich in diesem Augenblick, da er von draußen hereinkam, wo es so still, so frei gewesen war.

Die Eltern saßen schon bei Tisch. Der Vater betrachtete ihn mit Stirnrunzeln, die Mutter fragte mit sanftem Vorwurf, der nicht frei von Besorgnis war: „Wo bist du so lange gewesen? Lisbeth hat dich überall gesucht!“

„Nun?“ Schliebens Stimme klang streng.

Der Knabe hatte keine Antwort gegeben, es war ihm auf einmal, als sei ihm die Zunge gelähmt. Was sollte er denen hier drinnen denn von draußen erzählen?!

„Er hat sicher in der Schule nachsitzen müssen, gnäd'ge Frau“, flüsterte das Hausmädchen beim Präsentieren der Bratenschüssel. „Ich werde es morgen schon von den andern Jungen 'rauskriegeln und gnäd'ge Frau dann Bescheid sagen!“

„O du!“ Der Knabe war aufgefahren; so leise sie das gelispelt hatte, er hatte es doch gehört. Der Stuhl polterte hinter ihm zu Boden, mit geballter Faust stürzte er auf das Mädchen los, packte es so gewaltig an, daß es gellend aufschrie und die Schlüssel aus der Hand fallen ließ.

„Du Gans, du Gans!“ Er heulte es laut heraus und wollte sie schlagen; nur mit Mühe zerrte ihn der Vater zurück.

„Wölfchen!“ Räte war die Gabel klirrend aus der Hand gefallen, mit weiten Augen, ganz starr, sah sie auf ihren Jungen.

Das Mädchen beklagte sich bitter: so war er immer, es war nicht auszuhalten, vorhin hatte er erst gesagt: „Halt dein Maul!“ Nein, das

konnte sie sich nicht gefallen lassen, lieber zog sie! Und weinend lief sie aus dem Zimmer.

Schlieben war empört. „Du sollst gegen Untergebene manierlich sein! Gerade weil sie dienen müssen, sollst du höflich sein! Hörst du?“ Und er faßte den Jungen mit kräftiger Hand, zog ihn übers Knie und gab ihm die wohlverdienten Schläge.

Die Zähne zusammenbeißend, ohne Laut, ohne Träne, ließ Wolfgang die Strafe über sich ergehen.

Aber der Mutter fiel jeder Schlag aufs Herz. Sie war selber wie geschlagen, ganz wie zer schlagen. Als ihr Mann nach dem stürmischen Mittagessen seine Siesta hielt, rauchte, die Zeitung las und ein wenig dabei einnickte, schlich sie hinauf zur Kinderstube, in der der Junge eingeschlossen worden war. Ob er weinte?

Sachte drehte sie den Schlüssel — er kniete auf dem Stuhl am Fenster, die Nase platt an die Scheibe gedrückt, und sah aufmerksam hinaus in den Schnee. Er bemerkte sie gar nicht; da zog sie sich vorsichtig wieder zurück. Sie ging wieder hinunter, aber sie fand nicht die innere Ruhe, um in ihrem Zimmer zu lesen; auf leisen Sohlen, wie rastlos, glitt sie durchs Haus. Da hörte sie, mitten zwischen Tellergeklapper, in der Küche Lisbeth zur Köchin sagen: „Das lasse ich mir denn doch nicht gefallen! Von so 'nem Bengel nicht! Was hat denn der hier zu suchen?!“

Von einem lähmenden Schrecken befallen, stand Räte starr: was — was wußte die?! Es wurde ihr glühend heiß und dann eisig kalt. Von so einem Bengel nicht — was hat der hier zu suchen? — oh, um Gottes willen, so sprach die?! —

Sie lief wieder hinauf zur Kinderstube; dort kniete Wölfschen noch immer am Fenster.

Hier hemmte noch keine Nachbarvilla die Aussicht: man sah von diesem Fenster aus ein großes Stück unbebautes Feld, auf dem sommers Löwenzahn und Brennessel zwischen wildem Heiderich im Sande vegetierten, jetzt aber Schnee lag, hoch und rein, von keinem Fußtritt berührt. Es dunkelte schon der frühe Winterabend, nur dies weiße Feld schimmerte noch, und im bleichen Schein der Schneehülle dünte der Mutter des Kindes Gesicht sehr blaß.

„Wölfschen!“ rief sie sanft. Und dann: „Wölfschen, wie konntest du zu Lisbeth sagen: ‚Gans‘ und ‚Halte dein Maul?!‘ O pfui! Woher hast du das?!“ Sie fragte es leise-traurig.

Da drehte er sich nach ihr herum, und sie sah, wie seine Augen brannten. Es flackerte darin wie eine geängstigte, unruhige Sehnsucht.

Sie sah auch das, und ganz gegen alle Regeln der Pädagogik öffnete sie die Arme und flüsterte — als es ihr entflohen war, war ihr's selbst nicht klar, warum sie es gesagt hatte, hatte er doch alles, alles, was sein Herz begehrte — flüsterte: „Du armes Kind!“

Und er lief in ihre Arme.

Sie hielten sich umfassen, Herz klopfte an Herz; sie waren beide traurig, aber keiner von ihnen wußte, warum er selber so traurig, und auch nicht, warum der andere so traurig war.

„Es sind nicht die Schläge“, murmelte er.

Sie strich ihm mit glättender Hand das straffe Haar aus der Stirn; sie fragte ihn jetzt nicht mehr. Denn — stieg dort aus dem Schneefeld nicht etwas auf, schwebte am Fenster empor und legte den Finger auf die Lippen: „Still, nicht fragen, nicht daran rühren?!“

Aber sie blieb bei ihm und spielte mit ihm, ihr war, als dürfe sie ihn heute nicht allein lassen. Ja, sie mußte sich von jetzt ab überhaupt noch mehr um ihn kümmern! Wie eine Last fiel es ihr plötzlich auf die Seele: sie hatte ihn schon viel zu viel sich selber überlassen! Aber dann tröstete sie sich wieder: er war ja noch so jung, er war ja noch ganz weiches Wachs, das sie formen konnte, wie sie wollte! So am Fenster stehen und mit so brennenden Augen hinaus ins öde Feld starren, durfte er nie mehr! Nach was sehnte er sich? Hatte er denn nicht Liebe die Fülle? Und alles andre, was ein Kinderherz erfreut?!

Sie sah sich um in seinem hübschen Zimmer; da waren so viele Spielsachen aufgestapelt: Eisenbahnen und Dampfschiffe, Bleisoldaten und Bilderbücher und die allerneuesten Spiele.

„Komm, wir wollen spielen“, sagte sie,

Da war er gleich dabei; sie erstaunte, wie rasch er seinen Kummer vergessen hatte. Gott sei Dank, er war doch noch ein ganz ahnungsloses, harmloses Kind! Aber mit welcher Unrast er die Spielsachen durcheinanderwarf! „Das ist dumm“ und „das ist langweilig“ — nichts fesselte ihn recht. Sie war bald ganz erschöpft von allem Vorschlagen und Anregen zu dem und jenem Spiel; sie glaubte nicht, daß sie je selber als Kind so schwer zu befriedigen gewesen war. Beinahe schon hatte sie aufstehen wollen und fortgehen — nein, jetzt hielt sie's wirklich nicht mehr aus, der Kopf war ihr ganz toll, ihre Ner-

den sträubten sich, es war wahrhaftig leichter, am Kochherd zu stehen oder Hausarbeit zu verrichten, als mit einem Kind zu spielen! — aber zehnmal hielt ihr Pflichtgefühl sie wieder fest und ihre Liebe.

Sie durfte ihn nicht allein lassen, denn — mit dumpfer Angst fühlte sie's — denn dann kam jemand anders und nahm ihn ihr fort!

Blas und abgemattet blieb sie bei ihm sitzen; er hatte sie sehr gequält. Zuletzt fand er, ganz vergessen im Winkel des Spielschranks, ein wolliges Schäfchen, ein nur mehr dreibeiniges, zerzaustes, altes Spielthing aus seiner ersten Kinderzeit. Damit vergnügte er sich; das machte ihm mehr Spaß als die andern kostbaren

Sachen. Wie ein ganz kleines Kind saß er auf dem Teppich, hielt das Schaf zwischen den Knien und streichelte es.

Als er endlich im Bette lag, saß sie noch bei ihm und hielt ihm die Hand. Sie sang, wie sie ihn so oft eingesenken hatte:

„Schlaf, mein süßes Kind,
Draußen geht der Wind,
Höre, wie der Regen fällt
Und wie Nachbars Hündchen bellt!
Hündchen hat den Mann gebissen,
Hat des Bettlers Kleid zerrissen —“

Immer leiser hatte sie gesungen; jetzt glaubte sie ihn eingeschlafen, da riß er ungestüm seine Hand aus der ihrigen: „Hör' auf mit dem Lied! Ich bin kein kleines Kind mehr!“

(Fortsetzung folgt.)

Stille.

O Einsamkeit, du traute,
Die mich umfängen hält,
Wie liegt so fern die laute,
Die friedelose Welt!
Die Augen kann ich schließen
Vor allem, was da stört,
Die Ruhe ganz genießen,
Nach der ich lang begehrt.

Nichts regt sich in den Zweigen,
Nichts regt sich auf der Flut.
O schaurig süßes Schweigen,
Du kusch der Seele gut.
Ihr ist, als könnt' sie schweben,
Befreit von Last und Not;
Ich weiß nicht, ist es Leben?
Ich weiß nicht, ist es Tod?

Nun in des Himmels Ferne
Blinkt auf ein goldner Kranz.
Wie friedlich seid ihr, Sterne,
Wie still ist euer Glanz!
Mir klingen alte Lieder,
Die einstmal mich beglückt,
Mir ist, als würd' ich wieder
Ans Mutterherz gedrückt.

Johannes Trojan.

Reise-Erinnerungen aus der Argentinischen Provinz Catamarca.

Von Dr. Robert Beder, Buenos Aires.

(Schluß.)

Während die Vegetation der Gebirge Catarcas dem Laien oft ärmlich erscheinen muß, bietet die höhere Tierwelt mit ihrem Arten- und Individuen-Reichtum einen um so auffallenderen Gegensatz, der jenen Gegenden einen besonderen, belebenden Reiz verleiht. Wie wäre den argentinischen Cordilleren ein Tschudi zu wünschen, der mit seiner Beobachtungsgabe uns von dem Leben jener Tiere berichten würde. Was ließe sich da nicht alles erzählen von den Felsenbizcachas, den Murmeltieren vergleichbar, den großen hellroten Füchsen aus der Gegend

von Capillitas, den niedlichen Chinchillas¹ mit ihrem kostbaren Fell, die noch weit im Norden, in den Einöden der Laguna Blanca ihre Höhlen bauen! Und dann von der befiederten Welt, von den schwirrenden Colibris, hier sinnig „Picaflor“ genannt; von dem bunten Heer der Papageien, die in den Abendstunden zu den Wasserstellen und Maispflanzungen in den Quebradas ziehen und kurz vor Sonnenunter-

¹ Das Chinchilla gilt heute als annähernd ausgestorben; seines wertvollen Felles wegen der Verfolgung des Menschen zum Opfer gefallen.